

JOSEPH ROTH
Gesammelte
Werke



Null Papier

Joseph Roth

Joseph Roth

Gesammelte Werke

Joseph Roth

Joseph Roth

Gesammelte Werke

Veröffentlicht im Null Papier Verlag, 2024
Klosterstr. 34 · D-40211 Düsseldorf · info@null-papier.de
Herausgeber: Jürgen Schulze
2. Auflage, ISBN 978-3-954184-67-5

N U L L
NP
P A P I E R
null-papier.de/neu

Inhaltsverzeichnis

| | |
|-----------------------------------------------|-----|
| Leben und Werk | 4 |
| Essays | 11 |
| Panoptikum am Sonntag | 12 |
| Gedicht von Wandkalendern | 18 |
| Man munkelt bei Schwannecke | 22 |
| Trübsal einer Straßenbahn im Ruhrgebiet | 28 |
| Der Rauch verbindet Städte | 32 |
| Der Polizeireporter Heinrich G | 37 |
| Fräulein Larissa, der Modereporter | 43 |
| Der Nachtredakteur Gustav K | 48 |
| Der Kongreß | 56 |
| Sentimentale Reportage | 61 |
| Ankunft im Hotel | 70 |
| Der Portier | 77 |
| Der alte Kellner | 85 |
| Der Koch in der Küche | 91 |
| Der Patron | 98 |
| »Madame Annette« | 106 |
| Abschied vom Hotel | 114 |
| Einzug in Albanien | 119 |
| Artikel über Albanien | 123 |
| Die russische Grenze | 132 |
| Briefe aus Deutschland | 136 |
| Brief aus Polen | 154 |
| Weihnachten in Cochinchina | 163 |
| Bemerkungen zum Tonfilm | 168 |

| | |
|-------------------------------------------------------------------|------|
| Seine k. und k. apostolische Majestät | 172 |
| Bei der Betrachtung von Schlachtenbildern | 181 |
| Auf das Antlitz eines alten Dichters | 186 |
| Romane | 191 |
| Rechts und Links | 192 |
| Die Geschichte von der 1002. Nacht | 458 |
| Zipper und sein Vater | 733 |
| Der stumme Prophet | 907 |
| Hotel Savoy | 1158 |
| Die Kapuzinergruft | 1307 |
| Beichte eines Mörders, erzählt in einer Nacht | 1505 |
| Die Rebellion | 1707 |
| Hiob -- Roman eines einfachen Mannes | 1852 |
| Radetzkymarsch | 2072 |
| Das Spinnennetz | 2599 |
| Das falsche Gewicht -- Die Geschichte eines Eichmeisters | 2732 |
| Die Flucht ohne Ende -- Ein Bericht | 2887 |
| Tarabas | 3058 |
| Reportagen | 3303 |
| Über Rußland | 3304 |
| Aus Wien | 3450 |
| Aus Berlin | 3476 |
| Lyrik | 3554 |
| Der Schalter | 3555 |
| Ritter Meuchelmord | 3556 |
| Deutsche Elendsreime | 3558 |
| Kommentar zu Kant | 3559 |

| | |
|----------------------------------------|------|
| Praktische Anwendung | 3561 |
| Legende vom Kasernenhof | 3562 |
| Gasgranate | 3564 |
| Der Hakenkreuzler | 3565 |
| Die Invaliden grüßen den General | 3567 |
| Ungeziefer | 3570 |
| Die Internationale | 3572 |
| Das neue Lesebuch | 3574 |
| Bürgerliche Kultur | 3577 |
| Erzählungen | 3580 |
| April | 3581 |
| Ein Kapitel Revolution | 3612 |
| Die Legende vom heiligen Trinker | 3624 |
| Stationschef Fallmerayer | 3670 |
| Der stumme Prophet | 3706 |
| Der Leviathan | 3729 |
| Index | 3779 |

Danke

Danke, dass Sie sich für ein E-Book aus meinem Verlag entschieden haben.

Sollten Sie Hilfe benötigen oder eine Frage haben, schreiben Sie mir.

Ihr
Jürgen Schulze
null-papier.de/kontakt

Gesammelte Werke bei Null Papier

- [Edgar Allan Poe - Gesammelte Werke](#)
- [Franz Kafka - Gesammelte Werke](#)
- [Stefan Zweig - Gesammelte Werke](#)
- [E. T. A. Hoffmann - Gesammelte Werke](#)
- [Georg Büchner - Gesammelte Werke](#)
- [Joseph Roth - Gesammelte Werke](#)
- [Mark Twain - Gesammelte Werke](#)
- [Kurt Tucholsky - Gesammelte Werke](#)
- [Rudyard Kipling - Gesammelte Werke](#)
- [Rilke - Gesammelte Werke](#)

und weitere ...

Newsletter abonnieren

Der Newsletter informiert Sie über:

- die Neuerscheinungen aus dem Programm
- Neuigkeiten über unsere Autoren
- Videos, Lese- und Hörproben
- attraktive Gewinnspiele, Aktionen und vieles mehr

<https://null-papier.de/newsletter>

Leben und Werk

»Ein Ostjude auf der Suche nach einer Heimat -- das mag, wenn man die Vokabel Heimat nur weit genug versteht, jene Formel sein, mit der sich Joseph Roths Lebensweg noch am ehesten andeuten lässt.« -
- (Marcel Reich-Ranicki in der Frankfurter allgemeinen Zeitung, 6. April 2010)

Der kleine Jossele gerät am 2. September 1894 in einen überschaubaren Teil der brodelnden Welt: Das nahe der russischen Grenze gelegene Shtetl Brody gehört zu Österreich-Ungarn, dessen Monarch im fernen Wien residiert. Mutter Maria entstammt einer Kaufmannsfamilie. Vater Nachum betätigt sich als Getreide- und Holzhändler. Die Roths genießen bürgerlichen Wohlstand, eingebettet in die Gemeinschaft chassidischer Juden.

Als wolle aber eine höhere Macht dafür sorgen, dass der Knabe auch ja sein Potenzial entfalte, brechen zwei bedeutende Autoritäten früh in seinem Leben weg:

Nachum beschließt sein Leben bei einem Wunderrabbi, nachdem er einige Zeit in einer Nervenheilstation zugebracht hatte. Der inzwischen schulpflichtige Sohn erinnert sich nicht an seinen Vater.

Bewusst nimmt er dagegen den Verlust des Landesvaters wahr. Seinerzeit studiert Roth Philosophie und Germanistik in Lemberg und Wien, er gefällt sich in der Rolle des Links-Pazifisten. Allmählich gelangt er zu der Erkenntnis, dass der Untergang der Habsburger gleichbedeutend ist mit dem Verlust der Heimat.

Die tollwütige Kriegsbegeisterung ergreift den Studenten keineswegs. Seinen Widerwillen gegen den Eintritt in die Armee überwindet er erst 1916: Die patriotisch gewordenen Frauen interessierten sich vornehmlich für Verwundete, wie er gegenüber Gustav Kiepenheuer resümieren wird.

Wohlbehalten wieder in Wien eingetroffen, muss Roth sein Studium nach dem Krieg wegen Geldmangels aufgeben. »Der neue Tag« beschäftigt ihn ab 1919 als Redakteur. Dort trifft er auf Egon Erwin Kisch, der ihm nachweisen wird, dass seine angebliche russische Kriegsgefangenschaft geflunkert ist. Er selbst sieht das freilich anders: Schon in jungen Jahren neigt er dazu, sich quasi neu zu erfinden. Die Realität ist für ihn unerheblich. Was zählt, ist die innere Wahrheit.

Nach Einstellung der Zeitung arbeitet er in Deutschland für höchst unterschiedliche Blätter: Im sozialistischen »Vorwärts« zeichnet er als »Der rote Joseph«,

nachdem er den bürgerlichen »Berliner Börsen-Courier« verlassen hat. Zwar bewegen ihn soziale und politische Erscheinungen, doch wenn ein konservatives Blatt gut zahlt, ist ihm der Magen näher als das weltanschauliche Gewissen. Noch 1929 wird er kollegialen Unmut erregen, als er von einem national-konservativen Verlag ein stattliches Honorar für wenige Zeilen kassiert.

Bereits in den frühen 1920er Jahren ist Roth ein gefragter Feuilletonist: Er schreibt hauptsächlich für die Frankfurter Zeitung (FZ) sowie für mehrere Wiener und zwei osteuropäische Tageszeitungen. Als die von ihm erwartete höhere Wertschätzung bei der FZ ausbleibt, besänftigt ihn nur das Angebot, als Korrespondent aus Paris zu berichten. Anschließend verfasst er bis in die frühen 1930er umfangreiche Reisereportagen.

Friederike Reichler, die er 1922 geheiratet hatte, erträgt diesen unsteten Lebenswandel nicht. Erste Symptome einer Geisteskrankheit zeigt sie 1926. Roth lässt nichts unversucht, um die unheilbar Erkrankte zu retten. Dass ihn das Unglück seiner Frau sowohl emotional als auch finanziell erheblich belastet, geht aus zahlreichen Briefen hervor. Er trinkt unmäßig und zerquält sich die Seele; erst 1935 löst er die Ehe. Friederikes Odyssee durch österreichische Kliniken wird 1940 in der Hartheimer Gaskammer enden.

»Ich kann mich nicht im Literarischen kasteien, ohne im Körperlichen auszuschweifen.« -- (Joseph

Roth in einem Brief an Stefan Zweig, 22. September 1930)

Seit 1923 in Berlin sein erster Roman erschien, begreift sich Roth zunehmend als Romancier. Die Not, wie er sagt, treibt ihn zurück zu den Zeitungen. Dieselbe Not lässt ihn auch dann nicht los, als ihm 1930 mit »Hiob« endgültig der Durchbruch gelingt: Die Freunde mahnen, mit den Vorschüssen des Verlags auszukommen, in Vorgesprächen nicht sofort erhebliche Summen zu fordern und das Trinken zu mäßigen ... Stefan Zweig, selbst Autor von Weltrang, hilft mit Geld und einträglichen Freundschaftsdiensten.

Roths Leben bestimmen seit Friederikes Krankheit Alkohol, manisches Schreiben und Existenzkampf. Die sechsjährige Beziehung mit Andrea Manga Bell stabilisiert ihn vorübergehend; erst im französischen Exil wird das familiäre Miteinander brechen. Dennoch klagt er in zahllosen Briefen über seine Armut, die weder nach dem »Hiob« noch nach dem zwei Jahre später erschienenen »Radetzkymarsch« endet. Beide Werke sind kommerzielle Erfolge, doch ihr Verfasser braucht die Vorschüsse schneller auf, als die Leser seine Bücher kaufen können. Die ständige Geldnot zwingt ihn dazu, von einem Projekt zum nächsten zu hetzen -- er ist rastlos bis zur völligen Erschöpfung.

Die ohnehin labile Situation spitzt sich mit der Macht ergreifung der Nationalsozialisten zu. Roth hatte früh vorhergesehen, dass in diesem Fall sowohl das geistige Eu-

ropa als auch die Existenz humanistischer Schriftsteller in Deutschland verloren wären. Er sieht die Demokratie als gescheitert an, überhäuft in Briefen die Linke -- insbesondere die jüdische Linke -- mit verbalem Unflat und verachtet den »Völkischen Beobachter« ebenso leidenschaftlich wie Tucholskys »Weltbühne«. Meister des Worts, der Roth eigentlich ist, ergeht er sich hemmungslos in Fäkalsprache, wenn er gegen seine Kollegen wettet.

Während der vorangegangenen Jahre hatte er sich vom Sozialisten zum Konservativen gewandelt. Nun, da er die demokratische Nation als untauglich auffasst, betrachtet Roth die Monarchie als einzige funktionierende Staatsform. Die einst gewichtigen Äußerungen des bekannten Feuilletonisten büßen deswegen Ansehen ein, dennoch wird er bis zum Ende das Wort als Waffe nutzen. In der Emigration lässt seine Wut zwar nicht nach, doch sie keilt nicht mehr nach allen Seiten: Aus der Schweiz schreibt er 1933 an Stefan Zweig, dass gegen die deutsche Öffentlichkeit »selbst mein alter Feind Tucholsky mein Waffenkamerad« ist.

Nach der Trennung von Andrea Manga Bell lernt Roth 1936 Irmgard Keun kennen, mit der er bis 1938 Hass und Alkoholexzesse teilen wird. Weiterhin schreibt er geradezu manisch, publiziert Artikel in der Emigrationspresse sowie Romane und Novellen in eigens für die deutschen Exilanten gegründeten Verlagen. Seine Bücher gelangen nach England und in die USA, der »Hiob« wird ver-

filmt.

Doch Roth hält sein Leben für verpfuscht, es geht ihm zu oft über die Kraft und der Alkohol fordert hohen Tribut. Freunde charakterisieren ihn in den Jahren vor seinem Tod als ebenso traurig wie hasserfüllt. Seinem Selbstbild entspricht die Trauer durchaus, den Hass leugnet er: Zurückgekehrt zum jüdischen Glauben, möglicherweise auf der Suche nach dem Heimischen darin, deutet er Hass als Sünde. Unerbittlichkeit freilich ist erlaubt ...

*Joseph Roth versteht sich »auf die österreichische Kunst, [...] noch aus dem Lebensüberdruß wahre Meisterwerke der Liebenswürdigkeit zu schaffen.« -
- (Marcel Reich-Ranicki in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, 6. April 2010)*

Nachdem er 1939 berühmt und völlig verarmt in Paris gestorben ist, bleibt von Roth eine Fülle widersprüchlich beschriebenen Papiers: Seine erzählende Werke haben nichts von der mentalen Grobknöchigkeit, die er in Korrespondenz und Presse gerne demonstriert. Dort widerspricht er sich selbst, will gerecht sein und häuft im nächsten Satz Tiraden über Kollegen, will in den 1920ern seinen Sozialismus nicht verleugnen und macht linke Autoren verächtlich, nicht ohne deren jüdische Abstammung ins Feld zu führen ...

Letztlich kann Roth den Kampf um seine Seele ausschließlich in der Literatur gewinnen. In seine fiktionale Prosa arbeitet er ebenso feinfühlig wie gewitzt ein, was

ihn bedrückt und wovon er träumt. Das ins Überpersönliche gerückte Private erscheint darin gleichsam literarisch veredelt.

Als Roths wichtigstes Buch gilt heute der 1932 erschienene »Radetzkmarsch«, worin die bedeutsamsten Protagonisten den Namen ihres Schöpfers tragen. Natürlich ist es möglich, den Stoff ausschließlich historisch aufzufassen. Aber im Grunde ist er das nicht -- nicht gemäß der Wirklichkeit des Verfassers, der sich nirgends so genau kennt wie in seinen Romanen.

Essays

Panoptikum am Sonntag

Für Benno Reifenberg

Eines Tages -- es war ein Sonntag -- wich die Scheu, mit der ich oft an dem Musée Grevin vorbeigegangen war. Es regnete in Abständen. Die Wolken, die aus Schwefel zu sein schienen, strömten ein gelbes Licht aus. Am Nachmittag bekamen die sonntäglich gekleideten Menschen den Ausdruck abgekämpfter, feierlicher und vergeblich auferstandener Schatten. Es war, als ob der Sonntag, zu dem sie ausgezogen waren, ausgefallen sei. An seiner Stelle befand sich eine Art verregneter und trüber Lücke, die den verflossenen Samstag vom künftigen Montag trennte und in der die verlorenen Spaziergänger umherschwanzten, geisterhaft und körperlich zugleich und alle wie aus Wachs. Mit ihnen verglichen waren die wächsernen Puppen im Musée Grevin aufrichtigeren Imitationen. Das gelbe Licht der Lampen in den fensterlosen Räumen, die niemals den Tag gekannt hatten, vermischte sich so innig mit dem Dämmer, der aus den Winkeln kam, daß beide aus dem gleichen Stoff zu sein schienen und Hell und Dunkel Geschwister. Die Gestalten der Geschichte und die bescheinigte Authentizität ihrer Gesichter, Bratenröcke, Kostüme, Zylinder; die Schatten, die sie wie zum Beweis ihrer Lebendigkeit auf den Fußboden warfen; die wächserne Starrheit ihrer Stellungen; und schließlich die unheimliche Stummheit, die lebende Zeitgenossen und längst Verstorbene gleichmäßig ausström-

ten: das alles kam mir wie eine angenehmere Fortsetzung und Bestätigung jenes gelben Sonntags vor, den ich eben verlassen hatte. Manche Persönlichkeiten hielten den einen Fuß vorgestreckt, die Hose warf unter dem Knie ebenso lebenswahr unbeabsichtigte Falten wie über dem Hals das Kinn ein Doppelkinn, und hundert kleine Nachlässigkeiten des Schneiders und der Natur waren bemüht, selbst dem verstockten Zweifler die wahre Existenz der Figuren zu beweisen. Ja, der Zuschauer kam oft dazu, mit dem eigenen Wunsch die Absicht des Panoptikums zu unterstützen.

Auf den Gesichtern der lebendigen Besucher wieder lagerte ebenfalls eine Stummheit, die aus Ehrfurcht, Schrecken und Staunen bestand, wie ein matter Widerschein jener Figuren. Niemand wagte laut zu sprechen. Alle flüsterten oder murmelten, als befänden sie sich wirklich in der Nähe der bedeutenden oder furchtbaren Persönlichkeiten und als könnten sie durch einen stärkeren Laut die Puppen zu einem unwilligen Fluch veranlassen. Ein Geruch von lange ungelüfteten Kleidern schwebte um alle Denkmäler und machte sie noch realer. Gleichzeitig aber mit der Furcht, die sie einflößten, fühlte man eine Art Mitleid mit ihnen, den ewig eingeschlossenen, und empfand es fast als ein Unrecht, daß ihre Vorbilder, die noch lebten, in der schönen freien Luft und an den grünen Tischen der Weltgeschichte atmen und handeln durften. Es war, als stünde hier im Panoptikum der wahre Poincaré zum Beispiel und draußen führe ir-

gendwo in einem Auto zu einem offiziellen Ereignis der nachgemachte. Denn alles Wesentliche und Kennzeichnende schien die wächserne Puppe dem lebendigen Vorbild abgelascht und weggenommen zu haben, so daß dieses ohne seine stabilen Züge in der Welt herumlief. Und ebenso wie die Zeitgenossen der Erde, so schienen die toten Heroen dem Jenseits entwendet worden zu sein; und für die Dauer meines Aufenthalts im Panoptikum war es mir klar, daß sich in der Unterwelt nur die billigen Durchschnittsschatten aufhalten konnten, die für die Geschichte wie für das Musée Grevin überhaupt nicht von Bedeutung waren.

Im Sterbezimmer Napoleons auf St. Helena roch man das schwelende Licht, obwohl es von einer elektrischen Birne kam, und man erstarrte in Ehrfurcht vor dem doppelten Schweigen des Todes: dem metaphysischen und dem imitierten. Für die Ewigkeit festgehalten war die Ewigkeit selbst, und das Flügelrauschen des Todesengels hatte seine Flüchtigkeit verloren und war beständig geworden, eingefangen im Sterbezimmer. Die authentischen Gegenstände aus Napoleons Besitz, seine Taschenuhr zum Beispiel, die auf dem Nachttisch lag, strömten eine überzeugende Echtheit aus, wie Gewürze Düfte verbreiten. Jede kleinste Lücke zwischen den nachgemachten Tatsachen, in die etwa die Phantasie des Betrachters hätte schlüpfen können, war ausgefüllt mit einer nachgemachten Wahrscheinlichkeit zumindest. Also war die Wirklichkeit nicht nur imitiert, sondern sogar übertroffen.

Es war eine Welt, in der jede körperliche Erscheinung der menschlichen Phantasie vorgriff, um sie überflüssig zu machen, und in der alles plastisch vorhanden zu sein schien, was man sich sonst mit geschlossenen Augen kaum in verschwimmenden Umrissen ausmalen darf. Die Schatten waren eben Körper geworden und warfen eigene Schatten.

Über allem lag eine makabre Stimmung. Aber sie entströmte nicht so sehr den dargestellten Katastrophen (wie etwa der Christenverfolgung in Rom und der unterirdischen Welt der Katakomben), sondern viel eher der unerbittlichen Körperlichkeit, in die alle Ausgeburten der Phantasie hineingesprungen waren, dieser wächsernen Härte, umgeben von historisch unanfechtbaren Requisiten und diesem legitimen Geschichtsunterricht, an dem nicht mehr gezweifelt werden konnte, einfach, weil er aus Wachs war und gar nicht vom Fleck zu rühren. Es war wie eine Begegnung mit okkulten Erscheinungen, obwohl alles Okkulte und der Vernunft schwer Zugängliche rationalistisch präpariert allen irdischen Sinnen aufgedrängt wurde. Man konnte Wunder mit körperlichen Augen sehen und war infolgedessen ein bißchen niedergedrückt und in Sorge, die liebe Erde zu verlieren, auf der man so gerne glaubend und zweifelnd herumwandert.

Nur in einer einzigen Abteilung -- Palais de Mirages, im Märchenpalast also -- war die Begegnung mit dem Wunderbaren nicht schrecklich, sondern heiter. In diesem Palast sind alle Wände und die Decke aus Spiegeln.

In der Mitte stehen ein paar Säulen, deren Aufgabe es ist, nicht die Decke zu stützen, sondern sich selbst zu vervielfältigen. Es ist ein besonderes System drehbarer Spiegel, die ein unwahrscheinliches Getöse verursachen, sobald man sie in Bewegung bringt. Um das Getöse zu übertönen, veranstaltet ein Orgelmechanismus eine Opernmusik, die aus Porzellanhimmeln, Messingsphären und Stannioplaneten zu kommen scheint. Eine Zeitlang ist es stockfinster. Eine Pause, die dazu dient, die erregten Sinne auf ein neues Märchen vorzubereiten, und allen Besuchern Gelegenheit gibt, die Körper ihrer vertrauten Begleiterinnen wie fremde Wunder im Finstern zu fühlen. Dann leuchtet es langsam auf, von hunderttausend Lampen und Ampeln, violett, gelb, grün, blau, rot, und man befindet sich im orientalischen Palast, der von durchsichtigen Säulen getragen wird. Vor einigen Minuten waren es noch dichtbelaubte Eichen und Ahornbäume, und man befand sich in einem deutsch-französischen Märchenwald mit Orgelgezwitscher. Bald dröhnt es wieder, und flugs stehen wir unter einem blauen Sternen- und Kometenzelt.

Erst in diesem Palast gelangten die Besucher aus der flüsternden Furcht in ihre natürliche Spektakelfreude. Denn sosehr auch hier das Unwahrscheinlichste wirklich geworden war, so blieb doch diese von vornherein zugestandene Märchenhaftigkeit ein Kinderspiel, verglichen mit den Wahrscheinlichkeiten und Wirklichkeiten der menschlichen Geschichte. Es war keineswegs merkwür-

dig, aus dem Wald in die Alhambra mit einem Schlag versetzt zu werden. Aber unmöglich schien die Kreuzigung Christi, der Tod Napoleons, die Ermordung Marats, das Zirkusspiel der Römer. Ja, selbst die zeitgenössischen Politiker, deren Leistungen erst in hundert Jahren die panoptikale Reife erlangt haben werden, wirkten schon so, wie sie dastanden, im Bratenrock und Zylinder, unmöglich und gespenstisch. Wie wenige von all den Besuchern wußten, daß sie vor sich selbst erschrocken waren und eigentlich noch in den Straßen hätten erschrecken müssen -- -- vor ihrem eigenen Spiegelbild in einem Schaufenster! Da gingen sie wieder herum, aus Wachs und aus Gips, mit allen Schrecknissen des Panoptikums in der eigenen Brust, und eines jeden Seele war eine Folterkammer. Es regnete immer noch, schief und strichweise, die gelben Wolken galoppierten über den Dächern, und tausend Regenschirme schwankten unheimlich über den Köpfen der Unheimlichen ...

Gedicht von Wandkalendern

In meiner Kindheit (und vielleicht nur in dem Land, in dem ich sie verlebt habe) gab es eine besondere Art von Wandkalendern, an die ich mich jedes Jahr in den Wintermonaten erinnere, wie man sich an Weihnachtsbäume und Großmütter erinnert, an Bilderbücher und Bonbons, an alle Personen und Dinge, die einen Glanz, eine Süße und eine Wärme hatten und die in ein gläsernes Grab gesunken scheinen, immer noch sichtbar, aber tot, Reliquien der heiligen Kindheit. Die Wandkalender bestanden, wie die heutigen auch, aus einem dicken Bündel neuer, glänzender, schwarzer und roter Tage, über die wie ein Bühnenvorhang ein buntes Blättchen gelegt war, darstellend einen Ast voll roter Kirschen oder ein Büschel Veilchen, jedenfalls immer ein blühendes Versprechen des neuen noch zugeklappten Jahres. Das Bündel der 365 Tage steckte an einem ziemlich großen und breiten Pappendeckel, der die Wand, das senkrechte Fundament war, auf dem sich das neue Jahr zu erheben gedachte. Dieses harte Papier war von einem noch härteren Glanz überzogen, von einer lackierten Schicht, einer spiegelnden, gewölbten Oberfläche, in der sich die Sonne konzentrierte, wenn der Wandkalender gegenüber dem Fenster hing, und in der, wie eine ferne Erzählung vom Wetter, die Färbungen des Himmels und der Luft zu lesen waren. Doch war diese Eigenschaft des Glanzes nur eine angenehme sekundäre. Während das Wichtigste die gep-

refste, erhabene Illustration auf dem Pappendeckel war, die, obwohl sie das ganze Jahr naturgemäß nicht wechselte, dennoch nicht die gleiche zu bleiben schien und ihre Aktualität bis zum 1. Dezember bewahrte, zu welcher Zeit schon die Erwartung des neuen Kalenders das Bild auf dem alten gewohnt und gewöhnlich machte.

Was waren das für Illustrationen! Wie leuchteten die starken und einfachen Farben, Rot, Blau, Gold, Grün hochsommerlich mitten im Winter, von jener Kraft, hinter der die Kraft der Phantasie zurückbleibt und von der die Träume dennoch befruchtet werden! Eine Frau, schwarz von Haar, das ein tiefrotes Kopftuch zur Hälfte bedeckte, mit roten Wangen und knallblauen Augen, mit einem Hals und einer Büste wie weißer, noch vom Wasser glänzender und in Sonne segelnder Schwan, mit schweren Zöpfen, die sich an der Brust zusammenfanden wie von einem koketten Wind hingelegt -- -- solch eine Frau hielt mit beiden Armen ein papierenes Körbchen, das schräg im Pappendeckel steckte, wie mit der Laubsäge gearbeitet schien und nichts weniger als einen Korb voll Weintrauben darstellte, saftiger grüner und dunkelblauer, deren Farbe zwar an Karbonpapier erinnern mochte, aber an ein Karbonpapier, das man nur in der Kindheit kennt, das eine Art Wunder bedeutet, weil es ferne Striche und Buchstaben fernen Blättern vermittelt und das noch umständlicheren Schmutz erzeugt als ein Tintenstift. Welch eine Frau! Sie war offenbar vom Lande, eine Winzerin, ihre roten Lippen waren so weit ge-

öffnet, daß man den siegreichen und gefährlichen Glanz ihrer Zähne sehen konnte. Obwohl sie aus Papier war und offensichtlich ohne Unterleib, schien sie dennoch im ganzen Zimmer einen merkwürdigen und erregenden Duft von Fleisch, Milch und Sommerregen zu verbreiten, sie war lebendig und mehr noch: eine Persönlichkeit, Vertreterin alles Weiblichen und Irdischen. Mit ihr verband ich den Begriff des »Heidnischen« und der Liebe zuerst, und lange Jahre später, als ich in nachbarlichen Dörfern die Bauernmädchen suchte, trug ich ein kindisches Verlangen nach jener Kalenderfrau, und jedem roten Kopftuch, das zwischen Grün aufbrannte, entsprach ein kleines rotes Feuer in meinem Herzen. Ja, heute noch lebt in dem von Skepsis verschont gebliebenen Teil meiner Seele die Sehnsucht nach dem schwarzen Mädchen -- und obwohl ich das kurze Haar der Frauen liebe, kann ich an die Zöpfe nicht ohne Wehmut denken.

Und jedes Jahr kam eine andere Frau. Es kamen Wandkalender mit sentimental, zarten, blonden Feen, mit halbwüchsigen Backfischen, die an Schokolade erinnerten, mit Feen, die Kränze im Haar trugen. Und jede Frau versank bis zur Brust im Körbchen, das, wie ich später einmal erfuhr, dazu dienen sollte, Briefe aufzubewahren, in dem ich aber gefundene Haarnadeln gerne verbarg. Aber so weit ich mich heute erinnere, wurden die Wandkalender immer sachlicher, nach den blassen Frauen kamen nur noch Firmeninschriften, es scheint, daß sich die Phantasie der Kalenderfabrikanten allmählich erschöpfte

oder daß sie die Erfahrung gemacht hatten, das die Reklame wirksamer sei, wenn kein Bild von ihr ablenke.

Vielleicht aber gab es diese Kalender auch später noch, nur ich sah sie nicht, weil ich inzwischen so groß geworden war, daß ich die Nägel überragte, an denen die Kalender hingen. Denn wir wachsen über unsere alten Freuden hinaus, andern entgegen, die so hoch hängen, daß wir sie nie erreichen.

Man munkelt bei Schwannecke

Obgleich der Lärm, den die redenden Gäste verursachen, weit bedeutender ist als die Gegenstände, die sie behandeln, ergibt er doch jene Art der geselligen und undeutlichen Äußerung, die man Munkeln nennt. Die sehr bestimmte Lautheit nämlich, mit der einer dem andern eine Neuigkeit mitteilt, erzeugt schon selbst das akustische Halbdunkel, die tönende Dämmerung, in der jede Mitteilung ihre Konturen verliert, die Wahrheit den Schatten einer Lüge wirft und die Nachricht die Züge ihres eigenen Dementis trägt. Und wie im Licht einer zwar grellen, aber flackernden Flamme ein Gegenstand nicht deutlich agnosziert werden kann, ebenso fällt es dem angestregten Lauscher schwer, eine Äußerung zu werten, die man ihm zugetragen hat; insbesondere wenn sie ein Geheimnis ist, wie in den meisten Fällen.

Das Lokal der Berliner Künstler und Literaten, in dem man um Mitternacht alle finden kann, die noch am Abend versichert hatten, sie gingen prinzipiell nicht mehr hin, ja, sie wären seit Jahr und Tag nicht dort gewesen, beherbergt eine Art arrivierter Boheme, deren Kreditfähigkeit bereits außer Zweifel ist. Keiner von diesen Gästen hätte es nötig, seine Schlafstätte später aufzusuchen, als es ihm sein bürgerlicher Instinkt befiehlt. Auch beschließt jeder jede Nacht, diesen Ort in der nächsten zu meiden. Aber die Angst, seine Freunde, die ihn erwarteten, um mit ihm Gutes zu reden, könnten von ihm Sch-

lechtes reden, wenn er nicht käme, veranlaßt ihn, sich tapfer dort zu zeigen, wo es vielleicht mutig wäre, abwesend zu sein. Er kommt, um die Eintracht nicht zu stören, die, aus Angst und Mißtrauen gebildet, in den Nischen nistet, und um sich und seinen Tisch vor jener üblen Nachrede zu bewahren, die schon am nachbarlichen gemunkelt wird. Hätte einer die Fähigkeit, an allen Tischen gleichzeitig zu sitzen, man würde an allen nur Gutes von ihm reden; und das Wunder, das er selbst vollbrächte, wäre noch gering im Vergleich zu jenem, das die anderen sich abzurufen hätten. Immerhin erreichen die meisten wenigstens die Grenze des Wunderbaren, indem sie sehr schnell einen Tisch nach dem andern kontrollieren. Aber immer noch bleiben sie hinter der Schnelligkeit zurück, mit der die Sitzenden das Thema zu wechseln verstehen -- -- und gelegentlich auch die Anschauung.

Es gibt freilich auch Sitzende, denen ihr Rang gerade noch erlaubt aufzustehen, nicht aber mehr, Besuche abzustatten. Auch sie sind nicht gefeit vor der Angst, irgend jemand könnte irgend etwas von ihnen erzählen. Aber sie tragen die Last, nicht wohlgelitten zu sein, wie einen Beweis für ihre Bedeutung -- und das Mißtrauen, das die noch nicht so weit Arrivierten in Zuvorkommenheit packen, verwandeln die Bedeutenden in Verachtung und in Geringschätzung. Alle, die man im Augenblick nicht brauchen kann, sind für den, der sie erst nach einem Jahr brauchen wird, heute nur Luft, die er zwar atmet, aber nicht sieht. Gemach, gemach! Sie werden sich

bald aus ihrer durchsichtigen Anonymität zu jener pseudonymen Körperlichkeit entwickelt haben, ohne die man unmöglich einen Lehnstuhl vor einem Bürotisch einnehmen kann. Sie, deren Sehnsucht es heute noch ist, Schatten von Körpern zu sein, werden einmal sogar eigene Schatten werfen, Protektionsschatten auf Anonyme, Durchsichtige und Luftige. Sie werden selbst die Filmrefe rate zu verteilen haben, die heute nur einige Male im Jahr wie göttliche Gnaden auf sie fallen, sie werden selbst in Konferenzen begriffen sein, wegen deren sie heute noch fortgeschickt werden, und sie werden bei Premieren neben den Kritikern sitzen, selber Kritiker, aber von einer »neuen Richtung«, mit einer neuen Terminologie, dank der sie vor Urteilen bewahrt und zu Vorurteilen angeregt werden. Deshalb empfiehlt es sich für Vorsichtige, auch nicht die Geringsten unter den Anwesenden zu übersehen, ja selbst die Unsichtbaren mit einer gewissen Achtung ins Auge zu fassen und die Schatten so zu begrüßen, als wären sie beredt und könnten erwidern. In den langen Jahren, in denen ich den deutschen Literaturbetrieb beobachten darf, habe ich schon gesehen, wie Nullen sich an Ziffern hängten und zusammen Zahlen ergaben, mit denen man natürlich rechnen mußte. Ja einige, die in der Gesellschaft bei Schwannecke die unbedeutende Funktion von ornamentalen vertikalen Linien auszuüben schienen, verwandelten sich in Striche, durch ahnungslose Rechnungen gemacht. Und manche Analphabeten, die, während sie in den Vorzimmern der Redaktio-